

## VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

### Die Robben.

*Die Neufundländer Robbenschläger. — Die Wurfplätze der Robben und deren Gewohnheiten. — Die Bewegungen der Schiffe. — Grausame Vernichtungskriege. — Die Felle und der Speck. — Unfälle.*

**K**urz vor dem Beginn der Schneeschmelze herrscht in den grössern Häfen der Insel Neufundland ein reges Treiben. Aus der Thatenlosigkeit des freudenleeren Winters tritt die seemännische Bevölkerung des Eilandes in ein geschäftiges Leben: denn nun wird die Ausrüstung jener Schiffe begonnen, welche zum Robbenschlage bestimmt sind.

Seit die Neufundländer den Werth dieses Gewerbes kennen gelernt, schwärmen ihre Segel alljährlich in der Nähe von Labradors Küste. Im Jahre 1807, als die ersten Anfänge gemacht wurden, belief sich die Zahl der Schiffe nur auf dreissig, fünfzig Jahre später dagegen nahezu auf vierhundert. Damals hatte dieses blutige Handwerk seinen Höhepunkt erreicht. An dem mörderischen Vernichtungskriege waren nicht weniger als 13,600 Menschen betheilig, die während einer zweimonatlichen Reise gegen 500,000 Robben erbeuteten, deren Werth sich zu jener Zeit auf die runde Summe von 425,000 Pfund Sterling belief. Aber es währte nicht lange, bis der Unternehmungsgest dieht gedämpft wurde; denn durch den rücksichtslosen Betrieb der Jagd hatten die zuvor zahlreichen Robbenheerden sich so gewaltig vermindert, dass der Gewinn der Rheder ein überaus fraglicher wurde.

Als später die Thranthiere wieder in grösseren Mengen erschienen, entbrannte der erloschene Eifer der Neufundländer aufs Neue; und während die neunzehn Schiffbrüchigen in der Nähe der Küste Labradors trieben, waren sie von mehr als hundert Schiffen umgeben, unter denen sich zwanzig stattliche Dampfer befanden. Auf einen geringen Umkreis

waren nahezu acht Tausend Menschen vertheilt; Menschen, welche denselben Unbilden der rauhen Witterung ausgesetzt waren, wie die Eisfahrer, jedoch unter verschiedenen Verhältnissen.

Wohl ist in günstigen Jahren der Gewinn des Robbenschlags ein ergiebiger, allein das Leben des Robbenschlägers, während er sein Gewerbe betreibt, ist ein wenig beneidenswerthes, reich mit Gefahren gewürztes, und sauer muss er sein Brot verdienen.

Wenn die frühen März-Orkane und die damit verbundenen Sturmfluten das Eis brechen, welches die Häfen von St. Johns, Catalina, Harbor Grace und der übrigen Robbenschläger-Stationen deckt, so lichten die Schiffe die Anker und stechen unverzüglich in See: denn nun »setzen sich« die Robben, um ihre Jungen zu werfen. Niemand weiss, woher sie kommen; Niemand wo sie während der letzten Monate vor ihrer Ankunft sich aufgehalten. Plötzlich erscheinen sie. — Aber nicht vereinzelt, nicht zu Hunderten, — nein, nach Tausenden muss man sie zählen, denn dicht gedrängt bedecken sie meilenweit das Eis.

Gewohnheitsgemäss suchen die Mutterthiere zu ihren Wurfplätzen grosse Felder aus, stark genug, um dem Sturm und dem Wogendrange zu widerstehen. Denn obschon überwiegend ein Wasserthier, geht die junge Robbe unfehlbar zu Grunde, wenn sie gezwungen wird, ihren Aufenthalt auf dem Trockenem vor der bestimmten Zeit gegen das Leben im Wasser zu vertauschen: ein altes Erbübel von ihren Vorfahren, welche das Licht der Welt auf dem Lande erblickten und auch dort ihre Tage beschlossen.

Diese Eigenthümlichkeit der Thiere behält der Jäger stets im Auge. Es erfordert langjährige Uebung und einen scharfen Blick, um den Ort ausfindig zu machen, wo die Robben sich gesetzt haben. Es hängt lediglich von der Beschaffenheit des Eises ab, ob die Thiere nahe an dessen Aussenkante lagern oder weiter von ihr entfernt. Liegt vor der Hauptmasse des Packs eine ausgedehnte Fläche jüngeren Eises, so wird diese von den Schiffen durchbrochen, denn hinter ihr erwartet der Jäger seine Beute zu treffen. Stösst er dagegen sogleich auf ältere Felder, so folgt er deren Rändern, weil die Robben es lieben, halbinselartige Eiszungen aufzusuchen, von denen die Jungen später leicht nach dem Wasser gelangen können.

Von dem ersten Scheine der Morgendämmerung bis zur sinkenden Nacht steht in dem Mastkorbe fortwährend eine Wache, welche, mit trefflichen Fernröhren versehen, aufmerksam das Eis untersucht. Trotz der günstigsten Anzeichen lässt sich zuweilen kaum eine Robbe blicken und der Jäger verbringt den besten und grössten Theil der Jahreszeit mit fruchtlosem Kreuzen. Nicht selten hängt die Ausgiebigkeit des

Fangs sogar mehr von dem Zusammenwirken glücklicher Zufälle ab, als von dem Urtheil und Scharfblick des Schiffsführers. So kann im Laufe weniger Tage ein Fahrzeug eine volle Ladung schlagen, während ein anderes, welches nur wenige Meilen von diesem entfernt war, völlig leer ausgeht oder nur eine geringe Beute macht. Oft wird ein Schiff vom Eise besetzt und die Mannschaft erblickt in der Ferne die Robbenheerden, ohne sich ihnen nähern zu können, und muss es ruhig über sich ergehen lassen, dass Andere, denen das Glück günstiger ist, die Thiere erlegen.

Bei stürmischer Witterung suchen die Fahrzeuge meist inmitten des Packeises Schutz, wo der Seegang minder heftig ist, als vor dessen Kante. Dann ereignet es sich wohl, dass am nächsten Morgen, ohne dass Abends zuvor eine Robbe sichtbar gewesen, die Schiffe von ihnen förmlich umlagert sind.

In solchen Fällen gilt es rasch und mit Umsicht zu handeln. Mit Ausnahme des Befehlshabers und einer geringen Besatzung greift nun ein Jeder zu dem Robbenknüttel, einer festen Stange von etwa fünf Fuss Länge, welche an einem ihrer Enden einen schweren Doppelhammer trägt. Von wilder Mordlust erfüllt, zerstreuen sich Hunderte von Menschen nach allen Richtungen über das Eis, um mit jedem Schlage ein armes, wehrloses Geschöpf zu vernichten.

Die Thiere, gewöhnlich so scheu, dass es eines gewiegten Jägers bedarf, um sie zu schießen, und einer noch erfahreneren Hand, sie zu harpuniren, haben plötzlich, unter der Sorge um die Jungen, ihre Furcht gänzlich abgelegt und lassen sich widerstandslos tödten. Nur in Ausnahmefällen, wenn das Kleine zu klagen beginnt, wobei es Laute ausstösst, welche dem Blöken eines Lammes oder dem Schreien eines Kindes gleichen, vertheidigt die Mutter ihre Brut mit wilder Verzweiflung. Sie beisst wüthend um sich, sie kratzt und lässt es sogar nicht an vergeblichen Versuchen fehlen, den Jäger in die Flucht zu schlagen.

Dieser jedoch kennt kein Erbarmen. Er wird nur von Gewinnsucht gelehrt, welche ihn hier blind macht für die Leiden und Qualen der armen Geschöpfe und dort seinen Blicken die Schärfe des Fernrohrs verleiht, dass er die Beute selbst dann noch erspäht, wenn sie weit entfernt von ihm ist und nur als dunkler Punkt sich an dem eisigen Horizonte zeigt.

Nicht ohne den tiefsten Abscheu zu empfinden, kann man ihr zusehen, dieser unwaidsmännischen Jagd, welche diesen Namen kaum mehr verdient; denn sie ist niedriger als die niedrigste Ausjägerei, in einem Maasse ausgeführt, welches Grauen erregt. Bis auf wenige Schritte nähert sich der Jäger dem Mutterthiere, welches, langsam das Haupt

erhebend, ihn mit grossen, glanzvollen Augen wehmüthig anschaut. Ihr Blick ist zweifellos menschenähnlich. Wer diesen Ausdruck in dem Anflitz eines Menschen gewahrte, würde zurückschrecken vor der unendlich tiefen Seelenqual, die mit grausamer Deutlichkeit sich darin spiegelt.

Ihn jedoch rührt dieses Augenpaar nicht, von welchem die Sage meldet, dass es Thränen der Wehmuth vergiesse. Fester nur fasst er die Mordwaffe, erhebt sie alsdann zu wuchtigem Schläge und zerschmettert den Schädel seines Opfers. Dieses zuckt im grimmen Todeskampfe oder sucht, wenn nur schlecht getroffen, mit ungelenken Bewegungen sich durch die Flucht seinem Verfolger zu entziehen. Er aber wendet nur die Waffe, erhebt sie abermals und schlägt die scharfe Spitze des Hammers in den Rücken des gequälten Thieres. Und es so zum Halt bringend, erhält es einen zweiten Schlag auf den Schädel und einen dritten, bis dieser zertrümmert ist. In diesem Moment, unter doppelten Schmerzen, bringt die Mutter häufig ihr Junges zur Welt. Und das Thierchen, welches kaum die Luft geathmet, die es umgiebt, kaum das Licht geschaut, dessen Strahl sich zitternd an den Eisbauten bricht, stirbt im Augenblick, da es ins Leben tritt, während das Pochen seines Herzens fast noch geleitet wird von den Schlägen des rasch erlahmenden Mutterherzens. Ein Fusstritt auf das noch weiche Haupt bereitet ihm gewöhnlich ein rasches Ende; nur selten bedient sich der Schlächter des Hammers, dessen Handhabung mehr Kraft und Zeit verlangt, als das Heben des Fusses. Nicht umsonst darf er sich Ermüdungen aussetzen: nicht nutzlos seine Zeit vergeuden: denn viel blutige Arbeit harret seiner noch.

So rasch er zum Schläge ausholen kann, so oft erlegt er eine Robbe, wenn dieser richtig geführt war. Und er steht nicht allein in diesem grausamen Vernichtungskriege, denn in derselben Weise wie er, wüthen seine zahlreichen Genossen. Jeder Einzelne kann im Laufe einer Minute drei bis fünf dieser Thiere erlegen; und die Anzahl der Minuten ist beträchtlich in einer Stunde, lang ist der Tag unter jenen Breiten und ehe es dunkelt, nimmt das Morden kein Ende. Das Eis ist blutgetränkt wie ein Schlachtfeld; der Schnee meilenweit geröthet von den Fusstritten der Schlächter, welche mit dem Anbruch der Nacht nach dem Schiffe zurückkehren, dessen Führer, das Fernrohr in der Hand, dem grauenvollen Gemetzel in allen seinen Bewegungen folgte.

Zu umfangreichen Haufen gethürmt, bedeckt die regungslose Beute die Umgebung. Diese aber ist eine trügerische. Ein leichter Wind kann das Eis in Gang bringen, eine hohe Flut die Felder zertrümmern — und dann sind Tausende armer Geschöpfe zwecklos gemordet und verfallen dem Meere, dem sie entstammen.

Nur allzu häufig schlägt die Mannschaft eines Schiffes mehr Robben, als dieses zu fassen vermag. Um das Eigenthumsrecht andern Fahrzeugen gegenüber zu wahren, wird in solchen Fällen eine Wimpel mit des Schiffes Flaggennummer auf den Leichenhügel gepflanzt. Aber oft werden diese Zeichen von dem Winde verweht und ein anderes Schiff nimmt Besitz von den Thieren.

Mitunter bemächtigen sich ihrer sogar die Bewohner der Küste.

So wurden von der Bevölkerung Bonavista's, in der Nähe des Vorgebirges, welches den gleichen Namen trägt, im Frühling 1872 gegen fünf Tausend Robben in Beschlag genommen, welche mit dem Eise ans Ufer trieben. Des Abends noch hatte auf jedem der Leichenhügel — und es waren ihrer dreizehn — die übliche Wimpel geweht. Als das Eis aber während der Nacht auf Grund gerieth, wurden mehrere der Flaggen vom Winde entführt, und am folgenden Morgen eilten die Landbewohner hinaus, um die werthvolle Beute in Sicherheit zu bringen. Einige Tage später zeigten sich weitere Robbenhaufen, welche bisher unter den Schollen begraben gewesen; doch die Thiere waren bereits in Fäulniß übergegangen und in Folge dessen unbrauchbar.

Können die Robbenschläger, nachdem sie eine grössere Anzahl von Thieren erlegt haben, unbehindert in deren Besitz gelangen, so schreiten sie bei Tagesanbruch sofort zum Streifen der Beute.

Wieder eilt die Mannschaft aufs Eis, doch jetzt trägt ein Jeder statt des Knüttels, nach Art unserer Fleischer, ein Messer nebst einem Stahle im Gürtel, und mit ungeschwächtem Eifer wird die Schlachtarbeit nun fortgesetzt.

Die Thiere werden der Reihe nach auf den Rücken gelegt; darauf führt der Schlächter einen langen Schnitt von dem Halse nach der Schwanzwurzel und einige weitere um den Kopf und die Extremitäten. Ein paar gewandte Bewegungen der Hand und des Messers trennen das Fell, nebst dem Fettpolster, welches diesem anhaftet, von der Unterseite des Körpers, welcher alsdann gedreht wird, um gleichfalls über den Rücken abgezogen zu werden. Nachdem eine genügende Anzahl gestreift ist, schafft ein Theil der Mannschaft die Felle an Bord. Etwa drei oder vier derselben — je nach der Körperkraft des Mannes — werden an einen Riemen gekoppelt und nach dem Schiffe geschleift, in dessen Räumen sie alsdann verstaut werden: Fettseite auf Haarseite geschichtet, um das flüssig werdende Fett zwischen den Häuten zurückzuhalten.

Ihre weitere Zubereitung erfolgt erst nach der Rückkehr der Fahrzeuge nach ihrem Bestimmungsorte, welcher gewöhnlich derselbe Hafen ist, den sie verliessen. Sobald das Schiff vor Anker liegt, beginnt das Löschen der Ladung. Ihre Haarseiten nach unten gekehrt, breitet man die Felle

nun auf kleinen Tischen aus, deren Oberflächen leicht geneigt sind. Zum Entfernen der Specklage bedient sich der Arbeiter einer langen Klinge, welche sich am besten mit einem türkischen Krumschwert vergleichen lässt. Den Speck mit der Linken erfassend, trennt er diesen mit wenigen Schnitten von seiner Unterlage. Ohne Anstrengung kann ein geübter Arbeiter im Laufe einer Stunde fünfunddreissig bis vierzig dieser Felle reinigen, welche darauf mit Salz abwechselnd geschichtet werden, wodurch sie eine unvollkommene Gerbung erfahren. Nach drei bis vier Wochen ist diese so weit erfolgt, dass die Häute verschickt werden können.

Behufs der Thrangewinnung wurde in früheren Zeiten der Speck über freien Feuern in grossen Kesseln aus Eisen oder Kupfer ausgebrannt; jetzt aber bedient man sich hierzu entweder des überhitzten Wasserdampfs oder der Sonnenwärme. Durch die Anwendung des erstern erfolgt die Absonderung des flüssigen Fetts nicht nur bedeutend rascher, als auf die alte Weise, sondern der gewonnene Thran ist ausserdem besser: sein Geruch ist minder stark und er soll grössere Leuchtkraft besitzen und weniger russen. Der Speck junger Robben wird höher geschätzt, als der alter Thiere, weil bei diesen die Rückstände der Bindegewebstheile beträchtlicher sind, als bei jenen.

Die Gagen, welche die Führer von Robbenschlägern und deren Mannschaften erhalten, sind keine festen, sondern sie richten sich nach der Ausgiebigkeit des Fanges und den Marktpreisen der Beute. Ein Drittel des Werths der gesammten Ladung fällt auf die Mannschaft; der Rest dagegen gehört dem Rheder, welcher dem Führer des Schiffes eine Prämie bezahlt, deren Höhe von der Anzahl der Felle abhängt. Auf diese Weise erhält der Eigenthümer des Schiffes den grössten Theil des Gewinns; denn er ist der Einzige der Gesellschaft, den wirkliche pecuniäre Verluste bedrohen. Ihm liegt nicht nur die Ausrüstung des Schiffes ob, sondern auch dessen Verproviantirung; die Besatzung findet während der Dauer der Reise ihren Tisch stets gedeckt und verliert in Missjahren höchstens einen imaginären Arbeitslohn.

Nicht selten schlägt ein Schiff im Laufe von vierzehn Tagen oder drei Wochen eine volle Ladung und kann alsdann eine zweite Reise unternehmen, welche oft nicht minder ergiebig ist als die erste. Manche der Fahrzeuge aber gehen mitunter fast leer aus oder fallen dem Eise zum Opfer. So verliess die Brigg »Confederate« im Frühling 1871 die Rhede von Harbor Grace und wurde alsdann von schweren Eisfeldern in die Bucht von Bonavista gedrängt, woselbst sie auf Grund gerieth. Während zehn Tagen — so berichtete damals die Zeitung von St. Johns — war die Lage des Eises eine so dichte, dass in dem ganzen Umkreise

des Fahrzeugs sich nirgends die kleinste Wake zeigte. Nach Verlauf dieser Zeit begannen die Felder auseinanderzuweichen; aber wenige Stunden später war das Wasser wieder verschwunden; die Schollen bedrängten das Schiff und schraubten sich unter dessen Kiel. Niemand ahnte ein Arg, bis die unteren Räume unter Wasser standen, welches so rasch stieg, dass die Besatzung genöthigt war, nach dem nahen Ufer zu flüchten.

Dieses ist einer der zahlreichen Unfälle, wie sie fast alljährlich sich ereignen, und welchen die Dampfer in höherem Grade ausgesetzt zu sein scheinen als die Segelschiffe, deren Bauart den Eisverhältnissen besser entspricht. Grössere Verluste an Menschenleben gehören glücklicher Weise zu den Seltenheiten, denn die Mannschaft eines beschädigten Fahrzeugs kann im Falle der Noth gewöhnlich die Küste erreichen.

Wenn in den ersten Tagen des März westliche Winde wehen, so setzt das Packeis ausnahmslos seawärts, und die Schiffe können nun leicht nach den festliegenden Feldern, in die Nähe des Ufers gelangen. Treten dann aber die Calmen ein, so sinkt die Temperatur meist so tief, dass das Meer sich mit jungem Eise bedeckt, welches die Fahrzeuge festhält. Diese, wenn sie nach längerer Gefangenschaft endlich frei werden, machen dann selten eine erfolgreiche Reise; denn mit der vorrückenden Jahreszeit verlassen die Robben das Eis und sind, ihrer zunehmenden Wachsamkeit wegen, schwer zu erbeuten.

Dadurch wird die Jagd zu einer edlern; der Jäger findet kaum mehr Gelegenheit, von seinem mörderischen Knüttel Gebrauch zu machen, und es ist die freie Kugel, welche das Ziel entweder erreicht oder fehlt.

